

Zwei Skizzen

Autor(en): **Egger, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 34

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mäusen allein nicht getan. Die eine verschont alle anderen Tiere und befällt nur Nagetiere, zum Beispiel den Hamster. Eine andere läßt sich nur auf Affen übertragen. So findet man hier Ratten, Mäuse, Kaninchen, Meeresschweinchen, Hunde, Esel, Hühner, Tauben, Hamster, Affen, Schlangen, Kanarienvögel und allerlei anderes Gekier.

Diese Vielfalt weckt eine interessante Diskussion.

Woher, fragt sich wohl oft der Laie, kommt es, daß trotz dem hohen Stand der Wissenschaft es immer noch so viel Krankheiten gibt. Viele Krankheiten, die im Altertum die Menschheit dezimierten, sind fast ausgerottet. Auch viele Tropenkrankheiten, wie das gelbe Fieber, hat man bereits so bekämpft, daß sie heute auf ein ganz geringes Ausmaß zurückgegangen sind. Schafft die Natur denn neue Krankheiten?

Und da sagt der Wissenschaftler „ja“ und die Tiere sind es, die eine Rolle dabei spielen. Heute befällt manche Krankheit nur gewisse Tiere, Ratten, Papageien, Wild, morgen vielleicht ein anderes Tier oder den Menschen. So gibt es Krankheiten, die sich hinauf entwickeln. Sie bedrohen erst das niedere, dann das höhere Tier und schließlich passen sie sich an den Menschen an. Heute noch war er verschont, morgen schon kann ihm eine neue Gefahr durch neue Seuchen entstehen. Das ist wichtig für die Wissenschaft und sie muß auch nach diesen neuen, drohenden Möglichkeiten Ausschau halten, um im Notfalle gleich mit der Abwehr zur Hand zu sein.

So ist das Tropeninstitut nicht nur ein Bollwerk gegen die geschmuggelten Krankheitsgefahren aus Uebersee wie eine Zollbehörde, die nach gepackten Waren forschet, es ist der große, deutsche Ausguckposten der Wissenschaft, der sein Auge in der ganzen Welt hat und die ganze Welt unter sein Mikroskop legt, um alle die winzigen Wesen zu erkennen und von uns zu verbannen, die uns heimtückisch an unsere Gesundheit wollen.

Mario Mohr.

Zwei Skizzen von Gertrud Egger.

Eine Bergnacht.

Man wünschte als Kind, wie das Bündner „Heidi“ aus der schönen Jugendgeschichte schlafen zu können, unter einer Dachlufe über allen Tälern, und mitten im Mondschein.

Die Berghütte, die Euch für eine Nacht aufnimmt, ist samtrot. Sie liegt nah dem Granit und wird knapp von Wiesen umsäumt. Der ewige Schnee schenkt großen Glanz in den Spätabend hinaus. Die Nacht schwingt sich von Zinne zu Zinne. Grauer werden nach einiger Zeit die Wälder, und steiler erscheinen die Wände vor der eindringenden Nacht. Sie haben riesenhafte Fleden, blauschwarz wie Tinte gegossen vom Kamm zur Sohle. Die Luft ist dünn und fliekt in Wellen. Du liebst ihr Fließen, weil die Wände starren. Stein verhält jede Gebärde außer der gigantischen des „Hier bin ich“. Gestein scheint unerschütterlich trotz gewaltiger Wandlung. Luft, Himmel und Wasser sind lösend. Obschon es Hochsommer ist und heiß noch in diesen Höhen, frierst du und wendest dich nach der Hütte. Eure Hütte gibt kein anderes Lager als Stroh. Die Kameradinnen aus dem nordischen Tiefland jubeln. Ihr geistert herum, tanzt, als sei Walpurgis, bis die einzige Kerze jääh erlischt. Lächer sind auf jedes Lager gebreitet. Zum Rissen wird der Rudersack. Die müden Heidemädchen schlafen. Nur du, die Berglerin, wachst. Die Nacht wird kalt. Raub ist sie nicht. Und nun hebt das große Rauschen an, ringsum in der geweiteten Stille. Es rauscht wie von strömendem Regen, aber am Himmel reihen Sterne sich. Die Bergwände sind geschwunden. Ueber der Welt, unirdisch, hat der Firm so viel Glanz, daß er leuchtet um Mitternacht, unter zunehmendem Monde. Du bist hinaufgehoben in die Höhen, hinaus in den Raum, und wenige Dinge sind es, die dich erinnern an Mensch und Gebirge, an freundliches Erleben und das harte und herrliche Bild des versunkenen Tages.

Die rauschenden Wildbäche im Kreis, die flutende Kälte, der Geruch des Strohes, das sind die Dinge. Die Bäche lassen dich nicht schlafen. Du mußt horchen auf den Gleich-ton, der die Töne dieser Nacht beherrscht in tosender Dumpfheit. Die Kälte durchdringt dich, daß du erzitterst. Im Stroh liegst du wie ein verprengtes Korn. Was tut's? Es gibt schlimmere schlaflose Nächte. Du möchtest diese nicht missen, niemals missen die tiefe Einsamkeit unter Schlafenden.

Bei Tagesanbruch in der Stadt.

Aus dem verhängten Fenster im hohen Haus scheint das Licht gedämpft hernieder. Es gleicht dem Frühlingsmorgen selber. In den Straßen zaudert immer noch die Nacht.

Du bist müde, voll Schlaf, während du durch die Straßen gehst, der tiefergelegenen Stadt zu. Das Licht hinter den Fenstern läßt dich wissen, daß andere gleich dir aus dem Schlaf gerissen wurden, daß sie an die Arbeit eilen nach viel zu kurzer Rast. Heute, morgen, durchs ganze Leben gibt es diese kurze Ruhe. Doch was sollten wir klagen? Wir haben noch Arbeit. Arbeit, du Rotschrei von Millionen!

Was wäre unser Leben ohne die stillinnerliche Freude an einer Spazierthe im Glas, an einem harzduftenden Tannast, ohne frechen Tauwind im Frühling und raschegelnde, lühne Wolken am Himmel?

Du sinnst das, während die Vorstadtgärten zur Rechten und zur Linken stumm daliegen. Endlich erreichst du die Brücke, die zu den Gassen hinunterführt. Auch hier liegt noch Ruhe gebreitet. Der Asphalt glänzt. Im Tram sitzen erst wenige Menschen. Etwa eine Frau mit schweren Marktkörben, einem graugrünen Halstuch und mit verfrorenen Mienen. Sie wird daheim in einem ganz kahlen Zimmer leben. Du stellst dir sogar tote Papierblumen zur Seite eines brüchigen Spiegels vor. Du denkst an die Papierblumen und schaut auf die Hände der alten Frau. Die vergaßen ja längst, daß es Grün gibt, Blumen, holde Früchte, und Menschen, die wachsen dürfen, wie eine Pflanze wächst. Die Augen sind wie ausgelöscht. Gehst du auf den Markt, müde alte Frau? So laß mich einen deiner schweren Körbe über die Straße tragen.

Sie sagt im Gehen plötzlich: „Ich habe doch Arbeit. Aber nun sind viele Millionen Menschen ohne Arbeit. Das stand in der Zeitung“. In deiner Erschöpfung denkst du noch so weit vor deine arme Kammer hinaus, du liebe einsame alte Frau. —

Wir trennen uns. Fünf Minuten gingen wir miteinander denselben Weg.

Richtige Beleuchtung der Arbeitsräume im Haus.

Eine zweckmäßige Beleuchtung erleichtert die Hausarbeit in hervorragendem Maße. Sie ist vielleicht etwas teuer, aber im Nutzeffekt doch billiger als eine schlechte und un-zweckmäßige Beleuchtung, die die Arbeit der Hausfrau hemmt, die Augen schädigt und Uerger, ja vielleicht Unfälle oder andere Fehlhandlungen verursacht. Eine gute Beleuchtung ist heute geradezu der Wertmaßstab für die Wohnkultur, die in einem Hause zur Geltung kommt.

Korridore und Treppen werden am besten mit Opalglaslampen beleuchtet. Glühlampen ohne Schutz ergeben ein zu grelles und darum starke Schatten werfendes Licht. Die Winkel erhalten zu viel Schatten, Treppentufen werden dadurch geradezu gefährlich.

Auch in den Keller gehört bei Vorhandensein von hellen Wänden eine gut lichtstreuende Opalglaslampe, weil bei gleichförmiger Lichtverteilung die günstige Reflexion der Wände wesentlich zur Gleichmäßigkeit der Beleuchtung beiträgt. Ist der Keller dagegen dunkel, so wird man vor-teilhafter vom Tiefstrahler Gebrauch machen.